Eine Vogelgeschichte

von einer deutschen Mutter erzählt.

Vor langen Zeiten war 's einmal,
Daß Gott erschaffen Berg und Tal.
Er sprach: „Zwar prangen Feld und Au'n,
Doch öd' und leer ist 's anzuschau'n.
Das soll bald hier belebtig werden!"
Und auf dem schönsten Flecklein Erden
Da tummelten auf sein Geheiß
Sich bald viel Vöglein bunt und weiß.
Doch alle waren sie verschieden,
Und jeder suchte sich hienieden
Ein and'res warmes Plätzchen aus,
Das baute hoch sein kleines Haus,
Ein and'res liebt das stille Tal,
Das lockt des Wassers heller Strahl! —
So war bald alles voller Leben,
Und jedes konnte friedlich eben
Sich seines Daseins täglich freu'n
Und Nahrung suchend tätig sein
Und auch mit Jauchzen und mit Singen
Dem Herrn ein frohes Danklied bringen,
Und Gott der Herr hört' gütig zu.
Doch ach, bald stört auch hier die Ruh',
Und brachte manches bitt're Leid
Die Zwietracht und der böse Neid! —

Recht mitten drin im welchen Moos
Hat sich's ein Vöglein warm gemacht.
Sein Nestlein war nicht gar zu groß
Doch sauber, daß das Herze lacht.
Beschatten tut 's ein grüner Strauch,
Vom Wasser kam ein kühler Hauch,
Viel Mücklein spielten rings herum,
Und 's Vöglein saß sich munter um.
Es hielt sein Nest gar blank und rein,
Saß fleißig auf den Eiern klein,
Vom Strauch hielt's Raup' und Würmer fern
Und lobte froh auch Gott den Herrn.
Das Vöglein wuchs, ward stark und groß,
Gab Acht auf Strauch und Nest und Moos;
Denn bald sah mancher neidisch hin
Und dacht': „Wie mollig ist 's da drin!
Da könnte es mir auch gut passen
Was braucht man and'ren das zu lassen!"
„Das Moos ist grüner als das meine!"
So brummt das Eine grimmig drein.
„Mein Nest ist lange nicht so rein!"
„Und meines könnte größer sein."
„Ich kann nicht soviel Mücken kriegen;"
„Mir ist 's am Wasser viel zu kühl."
„Was braucht das nur so hoch zu fliegen,
Von allem hat es viel zu viel."
„Zwar ist es mutig und nicht schmächtig,
Für Einen wär' es unbedächtig,
Doch fall'n wir Alle bei ihm ein,
Zu Vielen kriegen wir 's wohl klein!
Du zerrst es tüchtig am Gefieder,
Und Du packst es am Schnabel wieder,
Zu Zweit rasch dann in sein Haus,
So haben wir es bald heraus;
Und hat 's kein'n Strauch, kein Nestlein klein,
Wird 's bald mit ihm zu Ende sein!
Wir teil'n uns friedlich in sein Eigen,
Und sein Gesang wird endlich schweigen."

Sie rüsten sich voll Neid und Tücke,
Nun, Vöglein, wahr' Dein traulich Glücke.
Der Vogel merkt, was sie beraten;
„Auch recht", spricht er, „jetzt kommen Taten",
Als sträubt sich zornig sein Gefieder,
Wie straffen sich die zarten Glieder;
Und wehrhaft sieht 's, im grimmen Walten
Sein trautes Nest sich zu erhalten.
Nun nahen sie, gleich Ungewittern,
Den Strauch verkerbt mal zu erschüttern.
Doch steh', der Strauch war kurzerhand
Und stark und treu hielt er das Nest.
Das Nest war innen weich und rund,
Doch außen rissen Stacheln wund
Den, der es zu zerstören trachte'te
Es nun gar tiefe Wunden brachte.
Auch wer die Federn wollte nehmen,
Der mußte sich bald selbst beqvemen
Die schönste Zierde dazulassen;
Und wer den Schnabel wollte fassen,
Der war gar bald mit sich im klaren
Wie Schnabelhiebe schmerzhaft waren!
Matt, stöhnend, streitend, voller Wunden
Zog ab, was diebisch sich verbunden. —

Das Vöglein freut sich seiner Kraft,
Und daß so emsig es geschafft.
Es dehnte mächtig seine Glieder
Und rauschend spannt es sein Gefieder!
Hoch, hoch, zog stolz es seine Kreise
Und schmetternd klang die Dankesweise.

Silvie Lorenz-Könnern.

Im Dienstjahr erworbenen Kenntnisse gegeben werden.

Die Zulassung der Frauen zu allen Ehrenämtern der kommunalen und staatlichen Wohlfahrtspflege und ihre Verpflichtung, diese Aemter anzunehmen, muß nach Beendigung des Krieges durch Gesetzgebung geschehrt werden.

Aus der Sprachgeschichte der Mode.

Zu den Fremdwörtern, die selbst der entschlossenste Sprachreiniger kaum aus unserer Sprache wird entfernen wollen oder können, ist das kleine, aber in Leben und Geschichte so bedeutsame Wörtlein „Mode", zu zählen. Dabei ist dies Wort in unserer Sprache garnicht etwa sehr alt; die Sache hat jedenfalls auch bei uns lange bestanden und gewirkt, bevor dies Wort für sie aufgenommen wurde, und merkwürdig genug hat es sich durch eine Art Hintertürlein in unsere Sprache eingeschlichen, um dann erst allmählich sich zu voller Bedeutung und Herrschaft zu entfalten. Dr. Norbert Stern, dessen Schrift über die Weltpolitik der Weltmode unlängst so viel Aufmerksamkeit erregt hat, gibt in dem eben bei der Europäischen Modenzeitung in Dresden erscheinenden ersten Bande seines fesselnden Werkes „Mode und Kultur" einen Abriß der Sprachgeschichte des Wortes Mode in Deutschland.

Vollständig wurde der Ausdruck Mode bei uns zu jener Zeit, da auch das italienische Kleidwesen für die elegante Welt des gesellschaftlichen Europas vorbildlich war: am Anfange des 17. Jahrhunderts. In den zeitgenössischen Werken begegnen wir hier und dort dem Worte „al mode". Man kleidet sich, man spricht, man benimmt sich nach der eleganten Art des Italieners. Die italienische Stile und seine Ledensart drang zuerst nach Frankreich und bürgerte sich dann mit den europäischen Siegen und diplomatischen Erfolgen Ludwigs XIV. von Frankreich aus unter französischer Sprachslage im gesamten Europa ein. Das Wort „à la mode" war auf einmal der Sprachköpe der eleganten Welt geworden. Ein Jahrhundert beherrschte und tyrannisierte es das europäische Festland. Noch in einer Leipziger Kleiderverordnung vom August 1740 lesen wir: „Wiewohl Mandate ausgegangen, wie erbare deutsche Tracht erhalten, hingegen aber alle fremde Manieren vermieden werden sollen, so doch sondertlich bei Weibespersonen, auch junger Burschi alles dichten und trachten dahin gerichtet, daß fast monatlich eine neue, schändliche Kleiderhoffart erdacht worden, daß sich auch Weibes-Personen fanden, welche sich gleichsam eine Handtierung daraus machen, neue Arten und Modelle von Kleidern und Schuhen auszusinnen, solche unter die Leute bringen, auch junge Weiber und Jungfern an sich ziehen, dieselbst hierin informieren, anfsichen, dadurch die Hans- und fürstliche Mode so, wie sie dieselbe nennen, ausbreiten und vermittelst dieser schändlichen Nahrung junge Leute verführen, wie es leider vor Augen ist . . ."

Dieses „schändliche" italienische „mode" wurde zum französischen „mode" und erhielt in unserem deutschen Volksgebrauch als „Mode" sprachbürgerliche Heimatsberechtigung. Der bekannte Sittenprediger Abraham a Santa Clara spricht in einer seiner geistsprühenden Kapuzinaden von „Modi-Hüten, Modi-Barocken, Modi-Krägen, Modi-Röcken, Modi-Hosen, Modi-Strümpfen, Modi-Schuhen, Modi-Knöpfen und Modi-Gewissen". Mit dem dreißigjährigen Kriege kamen feinspeschnlegelte französische Offiziere und Soldaten nach Deutschland, und was sie trugen, war bald vorbildlich für die Gesellschaft. „A la mode" war das Wort des Tages und des feinen Tones; Bequemlichkeit machte daraus die einheitliche Sprachmünze „alamode" und verdeutschte es zu dem Volkswortie „alamodisch". In einem Werkchen aus dem Jahre 1713, betitelt Eudoxia Theologica et Historica" wird von einer Frau erzählt, die alle Tage auf eine neue Mode oder Fasson in Kleidern bedacht war. Auch darin fehlt es nicht an Beschimpfungen der „Domina al Mode, dieser in Frankreich à la mode veränderen Manufakturen". Von dem deutschen „Mode" gelangen wir also, in der Geschichte rückwärts gehend, zu dem französischen „mode" und dem italienischen „modo". Dringen wir noch weiter, so begegnen wir dem lateinischen „modus", was gleichbedeutend ist mit Art, mit Ars. Mode will ja der Tat besagen: die Kunst, in der ein Ding, ein Kleid am besten zur Geltung kommt; die Art, in der eine Persönlichkeit, eine Gesellschaftsklasse ihr wechselndes Kleidbild gestaltet. Mode ist vorbildliche Art, vorbildliche Kleidkunst.

Wie man an den Dardanellen Hochzeit feiert.

Von den seltsamen Bräuchen bei einer türkischen Hochzeit weiß der neutrale Berichterstatter einer englischen Zeitung ein anschauliches Bild zu entwerfen. Die Szene der kleinen Hochzeitsfeier ist eine malerisch gelegene Hafenstadt in den Dardanellen, innerhalb des Schußbereiches der türkischen Forts. „Es war am einem Sonntag Nachmittag gegen halb sechs Uhr abends", so erzählt der Journalist, „als wir die lustigen Klänge einer Musikkapelle vernahmen. Als wir näher kamen, sahen wir in einer engen Straße ein dunkles Gewimmel von Frauen und Kindern, von Türken und Griechen. In der Mitte der Straße stand ein langer Holztisch, um den etwa ein Dutzend Männer saßen, darunter der Bräutigam und dessen bester Freund. Während sich die männlichen Gäste an der einfachen Mahlzeit, die aus wenigen Flaschen einheimischen Weißweines, einigen Schüsseln Rotzwiebeln und ein paar Tellern mit Nüssen bestand, tanzte die Braut mit ihren sämtlichen Freundinnen ohne Unterschied des Alters Hand in Hand um die essenden Männer umher. Die Musik bestand aus einer Flöte, einer Geige und einer Gitarre. Musik und Tanz dauerten ununterbrochen fort. Ab und zu verließ der Bräutigam oder irgendeiner seiner Freunde die einfache Tafel, um an dem Tanz teilzunehmen, worauf die jungen Leute schwelgend wieder an ihren Platz zurückkehrten. Die Braut, die eine sehr bunte Hochzeitsracht mit einem Schleier und Orangeblumen trug, durfte sich nicht einen Augenblick Ruhe gönnen. Offenbar bedeutete dieser ununterbrochene Tanz das Symbol für die Unterwerfung der Frau unter den Willen ihres zukünftigen Gebieters. Dieser Hochzeitstanz hatte während der fünf Tage, die die Feier dauerte, jeden Nachmittag bis zum Sonnenuntergang statt.

Weibliche Hilfsarbeiter in den Berliner Gerichtskanzleien

sind seit kurzem zum Ersatz der einberufenen männlichen Hilfsbeamten eingestellt worden. Es ist vorauszusehen, daß die weiblichen Schreibkräfte sich in den Kanzleien des Gerichts, die ihnen bisher verschlossen waren, ebensogut bewähren, wie in den vielen Betrieben, die längst mit weiblichem Personal arbeiten.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 28: „Karpathen" (Karf-Athen).

Wieder haben wir so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser wie sonst zu veröffentlichen.

Die Prämie:

Das Hinterzimmer, Roman von Kratzer,

entfiel auf **Franziska Leyh, Könnern.**

Silbenrätsel.

an, bach, de, der, e, fe, frie, il, jo, ke, lac, le, lon, ne, o, ra, ri, schen, sel, va.

Aus vorstehenden 20 Silben sind 6 Wörter zu bilden von folgender Bedeutung: 1. männlicher Vorname; 2. Riesengewächs; 3. weiblicher Vorname; 4. bekannter französischer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts; 5. französischer Königsmörder; 6. deutscher Minnesänger. Sind die richtigen Wörter gefunden, bezeichnen die Anfangsbuchstaben einen französischen, die Endbuchstaben einen englischen General.

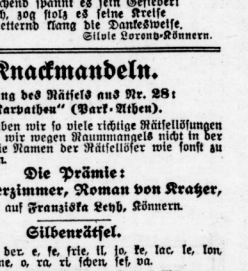
Prämie:

Hein Starck, von Otto Buchmann.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von F. Kuck, Riga.



Weiß. (6+4)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 27.

Dreizüger von S. Herland.

W. Ke3, Db2, Se7, Te5, Be5, d4, e3, g6, h4.
Schw. Kf6, Lf3, g7, Sd8, Td8, Bb6, c7, e4, h5, h7.

1. d4—d5, Ke5:; 2. Ke4+ 2c.
1. . . . . , bel. anders; 2. Ke4.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 29 | **Halle a. S., Sonntag, den 18. Juli** | **1915**

Liebe die Wahrheit und hasse die Lüge;
Liebe das Schöne und hasse das Schlechte,
Wolle das Gute und tue das Rechte —
Wahrheit und Wille verhilft dir zum Siege.

M. Berge.

Der Alte.

Skizze von Käthe Damm.

(Nachdruck verboten.)

Der Sommerabend senkte sich auf die Erde, die in diesen Tagen der Ernte goldenes Korn wieder hergab, wie sie in Friedenszeiten getan.

Der Inspektor hatte im Namen der Leute gebeten, daß sie auch in diesem Jahre die Roggenernte — den „Alten" — feierlich auf den Hof bringen dürften, und die Gutsherrin hatte freundlich zugesagt — nur Tanz dürfte den Abend nicht beschließen; Mamsell sollte reichlich rote Grütze in der großen Leutestube auftragen — damit sollte alles beendigt sein.

Der Alte! Ein Sommerfest — gleichsam ein Aufatmen während der schweren Erntetage — Gertrud von Pranten seit ihrer Kinderzeit vertraut und lieb, sie hätte es nie entbehren mögen — ihr Herz hing an dem alten Symbol des Erntenopfers, das man mit der letzten Garbe, die nicht ausgedroschen, sondern hinter die Scheunentür gestellt wurde, darbrachte.

Sollte diese alte Opfersitte während des Krieges nicht ihr Recht haben? Doch — ein besonderes Recht — die überhandnehmende Aufgeklärtheit hatte schon mit solch manchem alten Symbol aufgeräumt, vielleicht brachte die neue gewaltige Zeit wieder mehr Sinn und Verständnis dafür.

Daran dachte Gertrud von Pranten, die einsam auf ihrem Fensterplatz in dem behaglichen Wohnzimmer auf Prantenhof sah, von dem sie den ganzen Wirtschaftshof übersehen konnte.

Und sie dachte auch daran, daß das Fest des Alten ihr eine Lebenshoffnung geraubt hatte. Seitdem lag es wie ein Schleier über dem frohen Sommerfeste, aber niemand durfte das merken. Ein geliebter Name stand mit einem Male da, Jürgen Wederstedt, der Nachbarsohn, der, als er den Heeresdienst verlassen hatte, das väterliche Gut übernahm, dessen Vorwerk an Prantenhof grenzte. Vielleicht waren sie für einander vom Schicksal bestimmt gewesen — sie glaubten es wenigstens. Nun träumte Gertrud von Pranten nicht mehr von einem stillen, einsamen Alter auf ihrer Stiftsstelle, wenn sie irgend einem fleißigen, strebsamen Vetter, deren sie mehrere hatte, das Gut vermächte haben würde, und in Graf Jürgen Wederstedts Erinnerung verblaßten die zierlichen, eleganten Gräfinnen und Baronessen der residenzlichen Garnison vor der Erscheinung und dem Wesen des großen, blonden, deutschen Landfräuleins mit den großen, blauen, klugen Augen, dem selbstsicheren Wesen, und der unnahbaren Würde einer wirklichen Herrin.

Diesen Träumen von einstigem Glück hatte der Tag der Altenfeier ein Ende bereitet.

Sie hatten sich an der Grenze getroffen und waren hart am Waldrande durch den Zauber des wundervollen Erntetages geschritten. Da hatte sie gesagt: „Morgen werden die Leute mit Roggenschneiden und Aufbinden fertig — da bringen sie abends den Alten."

Erstaunt war er stehen geblieben, hatte sie groß und fragend angeschaut: „Ach so, den Alten — die letzte Garbe, in der der Feldgeist gefangen ist, und die nicht ausgedroschen werden darf, sondern für die Engel stehen bleibt — weshalb lassen Sie den Leuten diesen alten Aberglauben — Sie sind doch eine moderne, aufgeklärte Dame, und sollten ihn nicht durch besondere Feste noch bestärken — wer glaubt noch an die Engelsgarbe. Höchstens kommen die Hühner und picken die Körner."

„Ich bestärke die Leute nicht im Aberglauben, wie Sie es nennen, Graf Wederstedt, ich will ihnen nur den alten Brauch nicht nehmen, weil er so urdeutsch ist. Auf den Gütern, auf denen wenig eigene Leute und sumeist Polen oder Russen arbeiten, kennt man auch den alten Brauch nicht. Was die Leute dabei glauben, und glaubten sie auch an die Engel, die das Korn holen — das berührt mich nicht. Aber — kommen Sie morgen abend herüber, Graf Wederstedt, wohnen Sie unserm Fest bei, vielleicht, daß Sie, wenn Sie die schlichte Art der Leute sehen, anders denken."

Deutscher Brauch! Ein Etwas stieg in seiner Seele empor; die hier stand, war eine deutsche Frau, durch und durch deutsch. So ganz anders als die Damen, die Frauen und Mädchen, die er aus seinem residenzlichen Garnisonleben kannte; da waren so viele interessante Ausländerinnen, und die einheimischen Frauen hatten hohes Verständnis für die Internationalität, die allgemeine Weltverbrüderung. „Also gut — ich komme — und werde mich bekehren, wenn ich kann."

Der Abend kam — ein Abend, auf den sie sich gefreut; mit welcher Sorge war hatte sie an den Wunsch gedacht, den die Leute für ihre jugendliche Herrin hatten:

Und dem gnädigen Fräulein einem goldenen Kamm
Und aufs nächste Jahr einen Bräutigam —"

Aber — auch hier mußte die Naivität siegen. Wer aber nicht kam, das war Jürgen Wederstedt, statt seiner kam der Reitknecht mit einem Brief. Ein alter Oheim, den er lange nicht gesehen, war zum Regimentsfest in der nahen Garnisonstadt eingetroffen und hatte Jürgen gebeten, dorhin zu kommen.

Gertrud schalt sich später kleinlich, daß sie es Jürgen Wederstedt übelgenommen, daß er ihr Altenfest des Oheims wegen aufgab, und sie war kühl und herb zu ihm, als sie sich dann das nächste Mal sahen. Und diese erste leise Entfremdung wuchs, nie mehr kamen sie an die Waldgrenze, nur hin und wieder sah er sie von fern auf ihrem Dunkelfuchs langsam über die Felder reiten.

Nach Jahresfrist lag Gertrud seine Verlobung in der Zeitung, und ihre alte Gesellschafterin erzählte ihr, daß er das väterliche Gut verkauft habe, seine Braut wollte nicht aufs Land, und so war er wieder bei seinem alten Regiment eingetreten.

Ganz still und gefaßt begrub Gertrud einen freundlichen Jugendtraum. Nun war sie nur noch Gutsherrin, und im Laufe der drei Jahre war sie auch zum Frieden gekommen —, Sie hörte alljährlich den Wunsch mit stillem Lächeln an:

„Dem gnädigen Fräulein ein' goldenen Kamm —
Aufs nächste Jahr einen Bräutigam —"

— — — — — — — — — — — —

Sonst hatten Musikanten den Zug der Leute, die den Alten brachten, „heraufgeblasen", in diesem Jahre stimmten sie ohne Begleitung das alte Dankelied an:

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!"

Gertrud war mit ihrer Gesellschafterin und den Hausleuten auf die Veranda herausgetreten — sie unterschied jetzt genau die Leute — sechs fehlten, allen voran der riesige Vorschnitter, dessen Töchter die mit Blumen geschmückte Garben hielten — sechs, die fürs Vaterland gefallen waren, und die im fernen Flandern, in Galizien und in Frankreich ruhten.

Die Sprecherin trat vor:

„Wir haben uns auch dies Jahr nicht lange bedacht
Und haben hier den Alten gebracht.
Der ist nicht von Distel und Dorn,
Sondern von reinstem gewachsenen Korn,
Und danken Gott, der es wachsen ließ,
Und uns nicht an Korn es mangeln ließ,
Der unsere Felder gesegnet auch heut —
Ihm danken wir alle zu jeder Zeit,
Und bitten, daß er vor aller Gefahr,
Scheuer und Schennen gnädig bewahr' —,
Und wünschen der Herrin ——— —"

„Der Herrin?" Gertrud glaubte nicht recht zu hören — nun wünschten sie der Herrin den goldenen Kamm — aber nein — den Bräutigam nicht — in diesem Jahre der bittersten Trauer um Deutschlands gefallene Söhne mochten sie der Herrin den alten Wunsch nicht sagen — oder glaubten sie, nachdem sie ihn jahrelang gesagt, nicht an seine Erfüllung. Oder hatten sie die Jahre auf ihrer Scholle, im Dienst der Landwirtschaft und ihrer Leute so viel älter gemacht? — Denn der kindliche Sinn ihrer Leute rechnete sie nun wohl in das ruhebedürftige Alter:

„Und wünschen der Herrin ein' goldenen Stuhl,"

Drauf soll sie sich wie im Himmel ausruhn —"

Da lächelte sie ein befreiendes, freundliches Lächeln — zum Ausruhen war es doch noch zu früh für sie —, sie wollte weiter schaffen und wirken auf deutscher Scholle als deutsche Frau.

Das sagte sie in ihren Dankworten, daß sie sich den goldenen Stuhl ferner durch treues Wirken verdienen wolle, und gedachte der Kämpfer draußen, die für deutsche Erde und Heimat sich opferten, und derer, die, noch beim letzten Feste fröhlich, den Heldentod erlitten hatten. Und während sie ihre Leute aufforderte zu neuem Treugelübde für deutsche Arbeit und deutsches Wesen, ging es ihr durch den Sinn, daß es doch ein schöner Brauch gewesen: das deutsche Fest der letzten Erntegabe.

Die Leute gingen zu dem kleinen, sommerlichen Festmahl — in diesem Augenblick klingelte der Fernsprecher, eine Johanniterschwester aus einem Lazarett in Berlin wünsche Fräulein von Pranten zu sprechen.

Es war sehr traurig, was sie zu melden hatte: Graf Wederstedt lag hier, schwer verwundet — Lungenschuß — er war unzeitbar, und er hatte nur den einen Wunsch, der ihm Ruhe bringen sollte: er wollte noch einmal Fräulein von Pranten sprechen — sie möchte gleich kommen.

Gertrud erreichte den Nachtzug noch — am anderen Morgen stand sie an Jürgen Wederstedts Lager. „Gertrud — Gertrud von Pranten", sagte er leise, und über seine entfallten Züge ging es wie der Schimmer eines Lächelns:

„Ich habe eine Bitte an Sie — Sie werden sie erfüllen —denn ich weiß es, ich fühle es, daß Sie mir nicht zürnen —" „Nein, Graf Wederstedt — ich habe Ihnen nie gezürnt." „Es war doch eine Kleinigkeit — wegen des Alten, den ich nicht wollte gelten lassen, den Brauch, den Sie hüteten als deutsche Frau — aber die Zeit damals war wie mit einem Rausch erfüllt —, sie war kleinlich in so vielem, die große Zeit hat alles ausgelöscht —."

„Alles, Graf Wederstedt."

„Sie wissen, daß meine Frau seit zwei Jahren tot ist — gerade solange, wie mein kleines Mariechen lebt —, es wird nun auch väterlos sein — und hat zwar eine gute Wärterin — aber, da auch meiner Frau Eltern tot sind — niemand, der es liebt — niemand, dem es etwas Zukunft bedeutet. Wollen Sie es lieb haben, darf es Ihre Zukunft werden — Gertrud — wollen Sie meines Kindes Mutter sein?" Seine Augen irrten über ihr feines, liebes, stilles

Gedenktage der Woche.

18. Juli 1797 * Der Philosoph Hermann v. Fichte in Jena († 1879).
1849 * Der Musikgelehrte Hugo Riemann in Großmehlra.
1864 * Die Dichterin Ricarda Huch in Braunschweig.
1875 † Der Dichter Johann Gabriel Seidl in Wien († 1904).
1876 † Der Dichter und Germanist Karl Simrock in Bonn († 1802).

19. Juli 1810 † Königin Luise von Preußen auf Schloß Hohenzierlz († 1776).
1819 * Der Dichter Gottfried Keller in Zürich († 1890).
1870 Kriegserklärung Frankreichs an Preußen.

20. Juli 1866 Seesieg der Oesterreicher unter Admiral Tegetthoff über die Italiener bei Lissa.

21. Juli 1886 † Der Historienmaler Karl v. Piloty in Ambach († 1896).

22. Juli 1853 * Der Architekt Alfred Messel in Darmstadt († 1909).
1909 † Der Dichter Detlev v. Liliencron in Alt-Rahlstedt bei Hamburg († 1844).

23. Juli 1562 † Der Ritter Götz von Berlichingen in Hornberg († 1480).
1824 * Der Philosophiehistoriker Kuno Fischer zu Sandewalde i. Schles. († 1907).

24. Juli 1822 † Der Schriftsteller Ernst Theodor Amadeus Hoffmann in Berlin († 1776).
1906 † Der Dichter Ferdinand v. Saar in Döbling b. Wien († 1833).
1908 † Der Maler Walter Leistikow in Berlin († 1865).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191507182/fragment/page=0001

Gesicht. „Dann — ja dann kann ich ruhig sterben. Mariechens Vermögen verwaltet der Justizrat Kröner — er möchte Sie dann sprechen — und wenn wir — einig sind — dann will er alles einleiten, daß — wir morgen — oder heut abend noch — hier — getraut werden."

Da ging es doch wie ein Erschrecken durch Gertruds Seele, aber sollte, konnte sie dem sterbenden Mann, der auch den Tod fürs deutsche Vaterland erlitt — seine Bitte abschlagen, die ihm ruhiges Sterben sicherte?

Zwei Tage noch — zwei kurze Tage — aber er konnte doch noch selbst die Kleine, die mit der Wärterin eingetroffen war, in Gertruds Arm legen, als der Standesbeamte dagewesen war und der Garnisonspfarrer mit wenigen schlichten Worten den Segen gesprochen hatte. Ihr war, als wenn diese Worte und die Ehrensalven, die über sein offenes Grab donnerten, ihr von einem neuen Leben sprachen. Nicht vom Ausruhen auf dem goldenen Stuhl — sondern von tätigem Wirken und rastlosem Sorgen für ein kleines Menschenkind, das Leben und Fröhlichkeit in die stillen Räume von Prantenhof bringen würde. Wie reich wird ihre Zukunft sein!

Ihre Leute schüttelten die Köpfe — als Gertrud von Pranten war sie fortgefahren, als Gräfin Weberstedt kam sie mit einem Stieftöchterchen wieder, der Bräutigamswunsch war nie eingetroffen — —. Aber in dieser großen, gewaltigen Zeit war nichts unmöglich, auch nicht, daß aus der Herrin mit einem Male eine Frau und Witwe geworden war.

Des Pommern Notgebet.

Skizze von H. M. Riwalsky-Halle.

Im Osten verdämmert die Nacht. Fahle Schatten huschen um die Bäume der Landstraße. In schlammig aufgeweichtem Boden marschiert ein Regiment. Eine ungeheure schwarze Schlange. Ab und zu ein verschlafenes Aufgähnen, Husten, ein halblautes Murmeln. „Herrgott, dieses Rußland mit seinem Dreck!" Dann wieder das schwerfällige Tappen der Stiefel, das monotone Geräusch des Marschtrittes.

Ueber die aufgehende Tageshelle breiten sich graue Nebeltücher. Hüllen langsam alles ein. Menschen, Bäume, Straße. Schieben sich durch die Ebene, über die Hügelkämme, durchs ganze weite Land. Schalten den Blick aus. Dämpfen jeden scharfen Laut. Graue Schatten. Unheimlich. Geisterhaft.

Oberst Brödach reitet an die Spitze des Zuges. Hauptmann Beiersdorff führt die erste Kompagnie. „Herr Hauptmann, langsam! Die Karte zeigt in der Nähe ein Russendorf. Vielleicht empfangen uns Kosaken."

Der lange Beyersdorff nickt. Er ist müde. Sechs Nächte keinen Schlaf. Und der verfluchte Nebel. Befehl bis in die letzten Reihen: Langsamer marschieren!

Der Oberst reitet allein vorauf. Das schärfste Glas durchdringt den Nebel nur auf zehn Schritt. Der Goldfuchs wiehert. Schnobert. Bockt. Ein umgestürzter Baumstamm überquert den Weg. Brödach steigt ab. Sollten die Russen? ...... Gleichviel. Absicht oder Zufall. Er untersucht den Regenschlamm auf Spuren. Nichts. Alles ein brauner Brei.

Seitwärts ist der Boden fester. Der Oberst bückt sich. Stutzt. Legt das Ohr hart auf die Erde. „Tausendwelt, da reiten Schwadronen. Freund oder Feind. Und nicht allzu ferne. Umgehen uns die Kerls?" Er prescht zurück.

Das Ganze Halt!

Widerwillig hört die Menschenschlange im Vorwärtsrücken auf. Doch nicht etwa hier in Stellung gehen?

„Freiwillige vor zur Patrouille!"

Einer springt vor, zwei, zehn, viele.

„Halt! Einhundert? Geht nicht. Tut mir leid. Zehn Mann. In zwei Stunden Bescheid, wer da vor uns reitet. Man hört es deutlich. Suchen Sie zu erkunden, ob die Unseren oder Feinde kommen. Sergeant Schröder übernimmt die Führung."

Die kleine Schar formiert sich. Hand am Helm. Der letzte Gruß. Brödach neigt den Kopf. Ueber das kühne Soldatengesicht mit den stahlgrauen Augen huscht ein weicher Zug. „Gesundes Wiedersehen!"

Die Zehn tauchen in das dämmernde Grauen. Einer am anderen in gleichmäßigem Tritt. Und nebenher unsichtbar der Tod.

Wieder Baumstämme im Wege. Der Sergeant verhält den Schritt. Lauern dahinter nicht braune Gestalten? Er tastet sich vorwärts. Alles ruhig. Nebelspuk. Weiter!

Die Stiefel sinken ein. Der Fuß glitscht im Schreiten nach hinten. Mit heiserem Gekrächze fliegt ein Krähenschwarm auf. Erwarten sie heut hier noch Opfer?

Aus weiter Ferne klingt's wie Gewehrfeuer. Ein Sausen ist in der Luft. Dann wieder Stille. Der Nebel frißt jedes Geräusch.

Eine Stunde vergeht. Wie die Nebelfrau braut! Kaum sieht der Folgende seinen Vordermann.

Der dicke Brömme bleibt stehen. „He, Kamerad, hörst du den Schuß? Halt! Wer da?" Keine Antwort. Das Gewehr sinkt nieder. Schröder dreht sich um.

„Geheuer ist die Sache hier nicht. Aber Parole: Ran! Hört ihr's jetzt? Sie reiten gegen uns. Patrouille teilt sich. Becker nach drüben! An den Bäumen entlang. Nicht in den Graben rutschen. Wenn's irgend geht, Pferd erwischen, vorneweg jagen und dem Obersten Bescheid sagen. Dreimal drei Kreuze!"

„Wenn's Russen sind", brummt Becker und stapft mit vier Mann rüber.

Der Lärm kommt näher. Noch hundert Schritt. Dann sehen sie die Kosakenpferde. In wilder Wut beschimpfen sich die Reiter gegenseitig. Der Nebel hindert das schnelle Reiten.

Noch wogt die Tarnkappe um die Feldgrauen. Ein paar Sekunden, und sie schützt nichts mehr. Ein Graben klafft über die Straße, den niemand nehmen kann. Der Baum davor winkt Deckung. Vorwärts noch, wer kann!

Gewehr im Anschlag. Starren Auges. Es geht um mehr als sie zehn.

Sekunden werden Ewigkeiten.

Da bricht das Pferd des Hetmanns in die Knie. Dicht neben Schröder. Der Kosak flucht. Sieht den Deutschen. Gellend warnt seine Pfeife nach hinten.

Entdeckt! Wie hunnisches Gelichter stürmt's auf einmal an. Grimmiges Lachen begleitet die erste Salve der Patrouille. „Die denken, ein paar Regimenter lauern hier auf ihre Katzenschädel", knurrt Brömme. Zum zweitenmal krachen zehn Schüsse. Aber dann hilft kein Mut, kein Kolben und Gewehr mehr. Verwundet sinken drei. Schröder entfällt das Gewehr beim Anprall eines Pferdes. Brömme rutscht in den Graben.

Da ruft's von hinten: Halt! Ergebt euch, Kameraden! Der Oberst zahlt die Rechnung."

Kein anderer Ausweg bleibt. Sonst ist der Tod gewiß. Nur einem braven Pommern will's nicht in den Sinn, daß er sich wildem Hunnenschopf beugen soll. Alles scheint ihm verloren, wenn jetzt die Russen rückwärts reiten. Und da ein Notruf, im Augenblick der tiefsten Herzensangst geboren: „Lew Gott, hull's fast! Un lot de Sünn n' bät schienen, du kast di uck warraftich das isern Krüz verdenen." ......

*

Das Regiment hält die Straße besetzt. Die ausgestellten Wachen vorn hören Geräusch. Kommen sie jetzt endlich? Drei Stunden sind um. Nichts von der Patrouille zu spüren. Sollen zehn Kameraden so untergehen?

Langsam geht Oberst Brödach zur Seite. Er überlegt. Noch länger warten oder vorwärts? Der Teufel mag den Nebel holen!

„Soldaten! Laßt uns beten für die Vermißten. Atmen sie noch, hauen wir sie hoffentlich frei. Starben sie, gibt's anderswo ein Wiedersehen. Es lebe der Kaiser. Hoch das Vaterland! Ran an den Feind! Sieg oder Tod! Amen."

„Amen!" Von Mund zu Mund. Und mit einemmal, als öffne sich plötzlich ein goldenes Tor, bricht die Sonne durch. Fegt in jagenden Schwaden den Nebel vor sich her. Ein Ruf der Wachen vorn: „Da drüben die Reiter! Die Russen kommen!"

Ein heißer Schein überzuckt Brödachs Gesicht. Er greift hastig nach das Glas, das ihm Hauptmann Beiersdorff zureicht.

„Hallo! Kamerad! Das nenne ich Glück. Die Kosaken weichen den Unseren und reiten uns in die Hände. Am Horizont feldgraue Reiter. Deutlich, dal Nehmen Sie, Beiersdorff!"

„Schützenlinie! Deckung! Visier 1600! Maschinengewehre!" Kommandos durcheinander und doch wie der Blitz ausgeführt.

„Hinter dem nebligen Vorhang hat lang gesuchtes Wild gesteckt", murmelt Beiersdorff in den langen Schnurrbart und bringt seine Kompagnie in Gefechtsstellung.

Noch verbirgt eine Senkung den Russen die Not. Scharf und schneidig: „Achtung! Schützenfeuer!" Da prasselt das Verderben in die vordersten Reihen. Mit knatternden Salven pirscht der Tod heran, mäht mit blutiger Sense Mann und Pferd. Signale durchgellen die Luft, rufen die Reiter aus der Ferne auf jagenden Gäulen ....

Der harte Strauß geht zu Ende. Sieg! Von zehntausend Russen die Hälfte gefangen. Die anderen tot und verwundet. Hurra! Hurra! Hurra! Ein brausender Ruf. Die Luft nimmt ihn auf, trägt ihn weit in die Heimat.

Die Patrouille! Hat noch niemand an die Patrouille gedacht?

Brödach winkt seinem Adjutanten. Da kommen mit strahlendem Antlitz die Zehn. Sechs von ihnen Arm und Kopf im Band. Ein Fragen hebt an und ein Erzählen.

Mit leuchtenden Augen steht der Pommer vor seinem Oberst. Jetzt ist's unverwehrt, zu sagen, wie gläubig die Not ihn beten ließ.

„Ower hulpen het 't. D' Sün het schienen, dat was uns Glück. Dem Kosaken-Offzier hew ick secht, de Herr Owerst stohn wit torück. Do sind's wie de Wilden up to jeritten und sünd nu upjaräwen."

Der Oberst lächelt und reicht ihm die Hand. „Bravo! Das Vaterland dankt Ihnen durch mich. Jetzt weiß ich, warum die Sonne mit einemmal schien. Der Herrgott wollt sich das Kreuz verdienen."

Das Lächeln auf dem ernsten braunen Gesicht vertieft sich. „Aber 's wird ihn schwerlich jemand danach fragen können. Und darum, Kamerad, wollen wir's lieber so machen, daß Sie es an seiner Stelle stolz tragen dürfen."

Bei des Pommern sprudelndem Dank stiehlt sich ein Lächeln in jedes Gesicht.

Heimatsurlaub.

Seid mir gegrüßt, ihr heimatlichen Fluren,
Ich such euch heut noch einmal flüchtig auf,
Noch einmal will ich gehn in alten Spuren,
Von meiner Kindheit Spiel und Tageslauf.

Du Hütte klein, mit grünberankten Wänden,
Mußt mir noch einmal Nachtherberge sein;
Will einmal alles noch mit meinen Händen
In Liebe segnen, still für mich allein.

Dann muß ich fort, denn ernster wird die Stunde.
Hinaus, hinaus! Da draußen steht der Feind;
Für dich, für dich mein Heim auf heil'gem Grunde
Geht es in Kampf und Tod, mit Gott vereint.

Mir ist, als hätt' ich euch noch viel zu sagen,
Ihr meine Lieben, doch — es darf nicht sein.
Ihr sollt nicht zagen und ihr sollt nicht klagen,
Laß ich euch morgen wiederum allein.

Doch aus verweinter Augen Tränenschimmer
Strahlt sieghaft durch der Stolz der deutschen Frau;
— Wie auch mein Schicksal will — Das bleibt mir immer
Labsal und Kraft und meiner Seele Tau.

F. W. Funke (Stab Lublinitz).

Die Heimkehr der Flüchtlinge.

Erlebtes und Erlauschtes aus Masuren.

Von Ernst Quadt.

Der Zug hält. „Alles aussteigen!" rufen die Schaffner und in wenigen Minuten füllt sich der früher leere Bahnsteig mit einem bunten Durcheinander aus Männern, Frauen und Kindern. Man sieht es unschwer, es sind Flüchtlinge, die in ihre Heimat zurückkehren. Das untrüglichste Zeichen ist das viele Gepäck, mit dem Kind und Greis beladen sind. Sechs Monate und länger waren diese Menschen von ihrer Heimat verbannt und im weiten Deutschen Reich zerstreut. Umso fester ist jetzt das Band geworden, das sie verknüpft, die Standesunterschiede, die es früher gab, sind vergessen. Ich sehe, wie ein würdiger Rentier, der früher nur in einer Kutsche zur Bahn zu fahren pflegte, ohne Zögern seinen Koffer trägt und hilfsbereit einem alten Mütterchen den großen Packen tragen hilft, in dem sich wohl die ganze Habe dieser Heimkehrenden, die Betten, die sie seiner Zeit hat retten können, befindet. Dort helfen zwei Frauen einer ältlichen Dame, deren Vermögen und Geiz sprichwörtlich geworden war und von der früher niemand in der Stadt etwas wissen wollte. Sie hatte sich in der Fremde bereits eine halbe Wirtschaft zusammengekauft und schleppt, im Gegensatz zu früher, aus einem Wagen vierter Klasse Körbe, Kisten und „Ziche" heraus.

Einer kennt den andern und einer hilft dem andern. Alle schauen sie sich fragend um: Also das ist die Heimat, und aller Gesichter strahlen! Gottlob, nun sind wir daheim! Sie wissen bereits durch die Briefe der Bekannten und Verwandten, was sie zu Hause zu erwarten haben, deshalb wundern sie sich nicht, daß statt des früher stattlichen Bahnhofs jetzt nur eine kümmerliche Bretterbude steht.

Tapfer ziehen sie mit ihren Sachen beladen in einer langen, bunten Reihe durch die Bahnsperre. Die Kinder jubeln: „Sieh da, die Bahnhofstraße, wie die aussieht!" Und die Augen wandern auf dem Wege links und rechts. Da liegt eine Ruine und dort ein Trümmerhaufen.

Einer nach dem anderen verschwindet. Dieser steht mit seiner geringen Habe vor einem verlassenen Haus, dessen Türen vernagelt sind, der andere macht vor einem Schutthaufen Halt, denn da hat er früher gewohnt. Er fragt sich, wohin jetzt? Aber schon ruft der Nachbar: „Kommen Sie zu mir, wir werden schon Rat schaffen!"

*

Der Schuhmacher Petruschenka war früher ein Trunkenbold. Seine Frau hatte ihre Last mit ihm. Für Schnaps war er immer zu haben; er pflegte ihn viel höher einzuschätzen als die Arbeit, die er als eine unangenehme Beigabe im Leben empfand. Nur seiner braven Frau war es zuzuschreiben, daß er sich schlecht und recht durchs Leben schlug und die guten Nachbarn, die zu ihrem Schuhmacher aus alter Anhänglichkeit gingen, ihre Schuhe pünktlich repariert zurückerhielten.

Petruschenka und Frau waren im September, sie beladen mit zwei Sack Betten, er mit seinem nötigsten Handwerkszeug, auf der Flucht vor den Russen auf und davon gefahren. Heute kehrten beide zurück. Die Nachbarn hatten Grund, sich zu wundern, denn Petruschenka war ein nüchterner Kerl geworden. Man kannte ihn nur in stets schwankenden Bewegungen, jetzt ging er gerade und aufrecht.

Mit seiner Frau stand er vor seiner vernagelten Wohnung. Früher mußte in solchen schwierigen Fällen die Frau Rat schaffen, heute war es Petruschenka selbst, der ohne lange Ueberlegung seinen Werkzeugkoffer öffnete, ihm Hammer und Zange entnahm und eifrig daran ging, die Brettvernagelung fortzuschaffen.

„Wir werden ja drin nichts finden, Frau, aber schad' nichts! Wir können ja arbeiten!" meinte er.

„Ja, Petruschenka, wir werden uns schon durchschlagen!"

Eine Nachbarin kam. „Was sehe ich?" Sie machte ein langes Gesicht.

Frau Petruschenka verstand die Frage. „Wissen Sie, wir haben wohl viel verloren, aber ein Gutes hat der Krieg doch für uns gehabt: Mein Mann trinkt nicht mehr!"

„Was!?"

„Ja, als wir flüchten mußten, hat er es geschworen und er hat es bisher auch gehalten." Frau Petruschenka war stolz, die Nachbarn konnte diesen Stolz jedoch herabmindern:

„Der Petruschenka ist nicht allein so vernünftig geworden: denken Sie sich, jetzt hab ich schon so viele gesehen, die früher aus den Kneipen nicht 'raus zu bringen waren und immer um ihren „Bummchen" standen, heute trinken sie nicht einmal heimlich mehr!"

*

Das Dorf B ... an der Grenze war freigegeben und die früheren Bewohner durften wieder zurückkehren. Von den etwa 50 Häusern waren nur 11 unversehrt geblieben, die übrigen waren entweder ganz verbrannt und eingestürzt, oder ihnen fehlten die Dächer, die Wände, mindestens aber Türen und Fenster.

Das stattliche Gasthaus war nur durch einen Granatschuß seines linken Flügels, in dem sich die bessere Stube befand, beraubt worden. Im Schenkraum waltete der Wirt, der als erster das Dorf wieder betreten hatte, seines Amtes. Ich hatte keinen Platz mehr finden können, viele zurückkehrenden Bauern und Bäuerinnen hatten einen starken Durst mitgebracht. So setzte ich mich in den kleinen Garten, in dem, da er nicht gepflegt worden war, alles durcheinander wuchs, und schaute auf die Straße, der Karawane entgegen, die sich dem Dorfe näherte.

Wohl 12 schwerbeladene Leiterwagen fuhren, gezogen von den charakteristisch-masurischen Pferden, die Landstraße entlang, dem Dorfe zu. Oben thronten auf den Wagen der Bauer, die Bäuerin und eine Anzahl Kinder. Man sah es diesen Menschen an, daß sie wohl gerne wieder daheim sein wollten, aber Not und Entbehrung ihre Gesichter gleichgültig gemacht hatte. Sie blickten nicht links und nicht rechts. Auf einen Punkt im Dorfe richtete sich ihre Aufmerksamkeit. „Dort stand unser Haus", schluchzte die Frau.

„Na, sei doch ruhig, du wußtest doch schon, daß die Russen es angesteckt haben." Der Trost des Bauern war eben nur ein Notbehelf, denn obwohl er wußte, daß er vor einem Trümmerhaufen halten würde, ging ihm das Wiedersehen mit seinem vernichteten Eigentum ebenso nahe. Schließlich ist der masurische Bauer aber ein unverbesserlicher Optimist. „Es wird schon wieder werden", sagt er sich und redet es seiner Frau ein.

Mit Eifer geht man an die Arbeit und richtet sich zwischen den Trümmern ein so gut es geht. Der Nachbar hat's besser, denn er findet sein Haus noch unversehrt, nur eine Seite des Daches ist von einem Kanonenschuß fortgerissen worden. Das bedeutet immer schon ein besonderes Glück. In wenigen Stunden fühlt sich dann die Familie wieder zu Haus: Die Stuben sind gekehrt und mit Sand gestreut, die Habseligkeiten vom Wagen getragen und an die rechte Stelle gebracht. Der Bauer sorgt für seine Pferde und besichtigt sein Land, während die Bäuerin zum ersten Mal wieder an ihrem eigenen Herd das Essen bereitet. Draußen spielen die Kinder Krieg. Zwischen Trümmer ist der Friede gekommen. Das Klagen der obdachlosen Nachbarn verstummt bald, da die Gastfreundschaft im weitesten Maße geübt wird. „Zu Hause ist doch zu Hause", bleibt eine alte masurische Redensart ...

*

Gestern war der Landrat in M. M. ist ein Dorf von etwa 200 Seelen gewesen, jetzt ist es eine Trümmerstätte, aus der nur die kleine Kirche, die den Russen als Lazarett gedient hatte, hervorragt. Auch verschiedene Bauern haben sich bereits ihre alte Heimat besehen und das Versprechen erhalten, man würde dafür sorgen, daß für alle Zurückkehrenden schnell Unterkunft geschaffen würde. Am nächsten Tage würden die nötigen Handwerker da sein, um für die einzelnen Familien Buden zu zimmern. Das war für die Bauern die willkommene Gelegenheit, mit Sack und Pack heimwärts zu wandern.

Der Lehrer, der mit der kleinen Gemeinde gehalten hatte, war vorausgeeilt, und als sich der dürftige Zug, der auf hundert Köpfe zusammengeschmolzen war, dem Dorfe näherte, läutete die kleine Kirchenglocke. Der Lehrer selbst stand auf dem niedrigen Turm und zog an dem alten morschen Strick, da er seiner Gemeinde einen würdigen Empfang bereiten wollte.

Die Augen der Männer und Frauen wurden feucht, als sie ihre Kirchenglocke hörten. Vor den Trümmern ihrer früheren Herrlichkeit hielten kaum die Wagen, als sich die Heimkehrenden bereits anschickten, zur Kirche zu wandern. Die Frauen wickelten umständlich aus ihren Tüchern das Gesangbuch heraus, derweil der Mann den Pferden einen Bündel Heu hinwarf.

In der Kirche erwartete sie der Lehrer. Er kannte seine Leute, er wußte, ihr erster Weg würde sie zur Kirche führen. Der Pfarrer der Nachbargemeinde hatte sonst hier seines Amtes gewaltet, er war nach Rußland verschleppt worden, deshalb übernahm es der Lehrer, den Leuten das Wort Gottes und ein glückliches Wiedersehen zuzurufen. Er redete polnisch und dennoch war das, was er sagte, deutsch. Er sprach von dem Gott, der die Deutschen nicht verläßt, von dem lieben Kaiser, der mit dem Volke fühlt, und von dem geliebten Vaterlande, um dessentwillen man die großen Opfer gebracht habe. Und die Bauern nickten, während die Bäuerinnen still vor sich hin weinten.

Auf allen Gesichtern aber lag eine starke Zuversicht, als sie die Kirche verließen. Gott wird weiter helfen, hatte der Herr Lehrer gesagt. Sie glaubten daran und machten sich an die schwere Arbeit, sich mit Hilfe der vom Landrat gesandten Handwerker vorläufig Unterkommen zu schaffen.

Der Lehrer aber ließ sich in der Kirche häuslich nieder, denn er wußte, daß er jetzt in der Gemeinde bleiben mußte, da man ihn brauchte. Er sah die eifrig Arbeitenden und nickte vor sich hin: „Ja, ja, die Masuren, die Liebe zu ihrem Kaiser, die Vaterlandsliebe und das Gottvertrauen kann ihnen niemand nehmen!"

Was du Gutes getan, vergiß und tue was bessres.
Lavater.

Aus der Welt der Frau.

Angedenken an das Gute hält uns immer frisch bei Mute.
Goethe.

Das weibliche Dienstjahr.

Zur vielumstrittenen Frage des weiblichen Dienstjahres hat schon in Friedenszeiten Helene Lange, die bekannte Vorkämpferin des Frauenbildungswesens des öfteren Stellung genommen. Durch den Krieg ist das Problem besonders zeitgemäß geworden. In den mehrfachen Vorträgen, die Frl. Lange in jüngster Zeit hielt, verfocht sie folgende Grundgedanken: Der Krieg hat uns gezeigt, daß unsere Fähigkeit im gesammelten Tun liegt. Heute ist man zugänglicher als je für Frauenmitarbeit im Staate. Der Wunsch dem Staate zu helfen, wuchs in einer einzigen Stunde aus dem Innern von Millionen deutscher Frauen hervor.

An uns ist es, zu sorgen, daß dieser Frauenwille eine dauernde, zuverlässige Kraft werde. Wir müssen uns klar sein, daß wir vor einer Aufgabe stehen, die nicht im Sturme gelöst werden kann. Mit Aufrufen an Deutschlands Jungfrauen ist die Sache nicht gemacht. Eine sorgsame, genaue Einzelarbeit muß einsetzen nach einer Klärung in den Kreisen der Frauenbewegung selbst über die Dienstpflicht der Frau.

Der Krieg hat den Frauen zum Bewußtsein gebracht, daß über die Erfüllung der Familienaufgabe und der Berufsleistung hinaus der Staat einen Anspruch auf die unmittelbare Mitarbeit der Frauen bei seinen Aufgaben hat. Aus diesem Bewußtsein hat der Gedanke einer weiblichen Dienstpflicht neue Kraft gewonnen. Die männliche Dienstpflicht zerfällt in die Pflicht zur Ausbildung für den Krieg und die Pflicht zur Heeresdienstleistung im Kriegsfall. Die Ausbildung erfüllt neben ihrem unmittelbaren Zweck der Wehrhaftigkeit noch den einer körperlichen und staatsbürgerlichen Schulung von hohem Wert. Um den Inhalt des weiblichen „Dienstjahres", d. h. der Ausbildungszeit für den Dienst, zu bestimmen, muß man sich zuvor darüber klar sein, worin die weibliche „Dienstpflicht", d. h. die Leistung der Frauen für den Staat, bestehen soll. Die männliche Dienstpflicht bekommt ihre wesentliche Bestimmung erst im Krieg; die weibliche Dienstpflicht hat ihre wesentliche Bestimmung in den dauernden Fiedensaufgaben. Die Leistung der Frauen ist im Kriege keine grundsätzlich andere als im Frieden. Sie besteht in Krankenpflege und aller Art organisierter Wohlfahrtsarbeit. Daraus ergibt sich, daß die Frau nicht im besonderen für den Krieg ausgebildet zu werden braucht. Der Friede erfordert ihre Dienstleistung dauernd für alle Aufgaben der sozialen Hilfsarbeit. Durch die Einführung einer weiblichen Dienstpflicht mit vorhergehender Ausbildung würden für die gesamte ehrenamtliche Wohlfahrtspflege Kräfte gewonnen, die sie erst ihren Aufgaben wirklich gewachsen machen würden. Die weibliche Dienstpflicht besteht in der Uebernahme von Ehrenämtern in der Wohlfahrtspflege, Vormundschaft, Armenpflege, Waisenpflege, Jugendfürsorge usw. Diese bürgerliche Pflicht sollte in derselben Weise wie den Männern allen Frauen auferlegt werden. Befreiung von dieser Pflicht kann nur aus den auch für die Männer gültigen besonderen Gründen erfolgen. Dazu käme dann noch eine Ausnahmebestimmung für Frauen mit kleinen Kindern oder in sonstigen häuslichen Verhältnissen, die ihnen keine Zeit für ehrenamtliche Tätigkeit übrig lassen; ebenso für erwerbstätige Hausfrauen. Eine besondere Kriegsdienstpflicht der Frauen entsteht in der Verwundetenpflege. Soweit es irgend möglich ist, sollte diese durch Berufspflegerinnen erfolgen. Als Hilfskräfte in Lazaretten müssen aber freiwillige Kräfte herangezogen werden. Diese Hilfsleistungen müssen auch einen Teil der weiblichen Dienstpflicht bilden. Die allgemeine Bildungsgrundlage für alle Formen weiblicher Dienstpflicht ist die Beherrschung der einfachen Hauswirtschaft. Sie muß daher als Grundlage weiterer Ausbildung vorausgesetzt werden oder den Inhalt der weiblichen Dienst-, d. h. Ausbildungszeit, bilden. Auf die körperliche Ausbildung, — einer der wesentlichsten Gewinne der männlichen Heeresausbildung — muß auch im weiblichen Dienstjahr großes Gewicht gelegt werden, damit die Frau der Mutterschaft gewachsen ist und dem Staate gegenüber ihre Pflicht tun kann.

Auf Grund der verschiedenartigen Vorbedingungen ist eine verschiedenartige Gestaltung der Ausbildung für die aus den Volksschulen und die aus den höheren Schulen entlassenen Mädchen notwendig. Sie hat ihre Analogie in der verschieden gestalteten Dienstpflicht der Männer.

Für die aus der Volksschule entlassenen Mädchen wäre grundsätzlich zu wünschen: eine einjährige unentgeltliche Anstaltsausbildung zwischen dem 17. und 20. Lebensjahre. Sie müßte gewähren: gründliche Erlernung der Hauswirtschaft unter starker Berücksichtigung der volkswirtschaftlichen Verantwortung als Hausfrau, Gesundheitspflege, Kinderpflege, Bürgerkunde. Nur in dieser Ausgestaltung könnte das Dienstjahr voll seinen Zweck erfüllen. Aus privatwirtschaftlichen und staatswirtschaftlichen Gründen ist eine allgemeine Einführung dieser Dienstzeit zurzeit nicht erreichbar. Anfänge dazu können in folgender Form gemacht werden: 1. Allgemeine Verlängerung der Schulpflicht der Mädchen um ein halbes Jahr, das ausschließlich der hauswirtschaftlichen Praxis bestimmt sein soll. 2. Einrichtung fakultativer Anstalten, nach Art der dänischen Volkshochschulen, die erwachsenen Mädchen mit Volksschulbildung Gelegenheit geben, unentgeltlich ein Dienstjahr in der angegebenen Form durchzumachen. 3. Vermehrung und Ausbau der landwirtschaftlichen Haushaltungsschulen.

Die aus den höheren Schulen entlassenen Mädchen müssen — wie die Einjährigen — die Kosten ihrer Ausbildung selbst tragen. Sie müssen vor dem Eintritt in die Dienstzeit eine hauswirtschaftliche Bildung nachweisen, die sie zu Hause oder in einer Hauswirtschaftsschule erworben haben. Die Dienstzeit — zwischen dem 17. und 20. Jahre — ist durch die Ausbildung für die soziale Hilfsarbeit ausgefüllt. Diese kann sich auf einer gewissen allgemeinen Grundlage fachlich differenzieren (Kleinkinderfürsorge, Armenpflege, Krankenpflege usw.). Der obligatorischen Einführung der Dienstzeit kann für diese Schichten vorgearbeitet werden durch Ausbau der Frauenschule.

Die Gestaltung des weiblichen Dienstjahres muß in den Händen von Frauen liegen, und zwar sowohl die staatliche Verwaltung, wie die Leitung der einzelnen Anstalten.

Die Erfüllung der Dienstpflicht erfolgt entsprechend der Vorbildung während des Dienstjahres innerhalb der Wohlfahrtszweige, für welche die Frauen sich besonders ausgebildet haben. Selbstverständlich kann hier nicht schematisch verfahren werden. Die besondere Tüchtigkeit der Persönlichkeit kann Spezialausbildungen unter Umständen ersetzen. Die Frauen, die ihr Dienstjahr auf Grund der Volksschulausbildung durchgemacht haben, sind zu kommunalen Ehrenämtern selbstverständlich in gleichem Maße heranzuziehen. Ihre praktische Kenntnis der Verhältnisse ist ein Ersatz für die soziale Ausbildung.

Durch Fortbildungskurse muß allen Frauen Gelegenheit zur Auffrischung und Erweiterung der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191507182/fragment/page=0002